

M. Steinm.



Griffchrift

zur

Einweihung des neuen Tempels

zu Steinamanger.

Geschichte dieses Tempelbaues.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte.

von

Dr. Josef Stier,

Rabbiner.

STADTBIBLIOTHEK
BRANDBURG / AN DER HAVEL

Wort

zur

Einweihung des neuen Tempels

zu Steinamanger.

Geschichte dieses Tempelbaues.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte

von

Dr. Josef Stier,

Rabbiner.

Jed.
2041

Dessau,

Druck der Hof-Buchdruckerei (H. Neubürger).

1880.



Widmung.

כל הקרבנות בטלין וקרבן תורה אינו בטל:
„Alle Opfer hören auf, das Dankopfer
wird niemals aufhören.“

Als ein Opfer des Dankes bringe ich zur Tempelweihe dieses Büchlein der Gemeinde — ihren Vertretern und Mitgliedern.

Es sollte vielleicht besser Sühnopfer genannt werden. Denn wenn die Gemeinde für den Bau des Tempels schon Opfer gebracht hat und noch welche wird bringen müssen und sie irgend Einen für die aufgebürdete Last wird verantwortlich machen wollen, werde ich in erster Reihe zur Verantwortung gezogen werden. Den Process, wenn einer entstehen sollte, wird sie gewinnen. — Ich bekenne mich schuldig. — Möge sie dieses Bekenntniss — denn Anderes wird sie doch nicht erreichen — als das Sühnopfer hinnehmen, das sie zu fordern vielleicht ein Recht hat. —

Freiwillig aber bringe ich aus der Tiefe des Herzens das Opfer des Dankes.

Bei den mannigfachen Unannehmlichkeiten, welche mein Beruf in sich birgt, waren es für mich freudige und erhebende Momente zu sehen, wie das Wort gezündet und gewirkt, wie da — wie zur Zeit der Erbauung der Stiftshütte — „kamen die Großen und die Kleinen“, die Reichen und die Armen, um ihre Gabe auf den Altar der Gemeinde zu legen. Es hat Jeder sein Scherflein beigetragen — Allen, Allen sei Dank! Allen möge der Lohn Gottes werden!

Da die Erbauer des Tempels ihre Vertretung in der Tempelbau-Commission, die Gemeindemitglieder die ihrige in dem Vorstande finden, hoffe ich auf die Zustimmung Aller zu rechnen, wenn ich dieses Büchlein diesen beiden Corporationen in den Personen ihrer Präsidenten widme:

Dem

thatkräftigen, mit Aufopferung von Zeit und Mühe
sich dem unternommenen Werke hingebenden

Präses der Tempelbau-Commission

Herrn Salomon Rechnitzer,

Gutsbesitzer zu Perange,

sowie dem

im Dienste der Oeffentlichkeit unermüdlich wirken-
den und für das Gemeindewohl stets bestrebten

Stadtrath und Gemeindepräses

Herrn Philipp Lakenbacher,

Kaufmann und Hausbesitzer

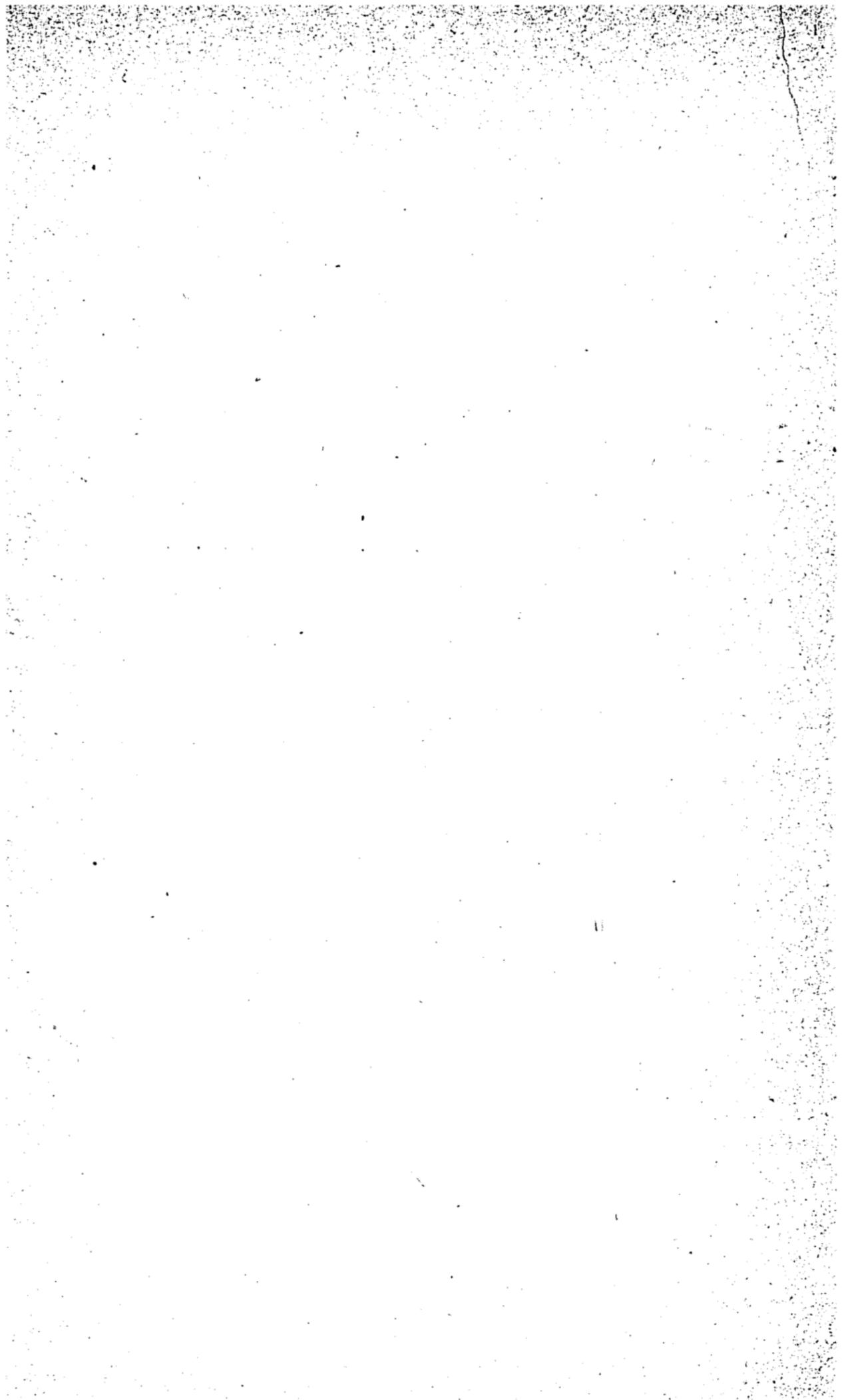
in dankbarer Anerkennung ihrer Verdienste

achtungsvoll

Dr. Stier.

Inhalt.

	Seite
I. Ein Wort an die Leser	vii
II. Die Nothwendigkeit des Tempelbaues	1
III. Ernster Versuch zur Erbauung eines neuen Tempels	2
IV. Ursachen der Verzögerung des Tempelbaues	3
V. Das Parteiwesen in Ungarn und Leopold Löw's s. A. Prophezeiung	5
VI. Neolog? Das Talmud-Studium der Gegenwart	9
VII. Das Mahl der Chewrah-Kadischa	12
VIII. Das Attentat auf den Bestand der Gemeinde	14
IX. Därf ein für den Gottesdienst überflüssig gewordener Tempel verkauft und das Gebäude zu einem profanen Zwecke verwendet werden?	19
X. Beamte oder Proletarier?	22
XI. Ein ernstes Wort an die Gemeinde	25
XII. הלול השם Die Entweihung des göttlichen Namens	28
XIII. Ein Wort der Erinnerung, gewidmet den Manen Leo- pold Königsberger's, weil. Rabbiner zu Steinamanger	32
XIV. Statistisches	34



I. Ein Wort an die Leser.

Indem ich dies Schriftchen der Oeffentlichkeit übergebe, sehe ich mich zu der Erklärung veranlasst, dass ich zum Feste der Einweihung des neuen Tempels die Geschichte der hiesigen Gemeinde zu schreiben beabsichtigte. Bei dem Umstande jedoch, dass die Gemeinde als solche verhältnissmässig noch ganz jung ist — vor dem Jahre 1848 durfte noch kein Jude im Bannkreise der innern Stadt wohnen — und die nennenswerthen Geschehnisse in derselben insofern unerquicklicher Natur sind, als sie zumeist von den Reibungen und Zwistigkeiten erzählen, die von einigen, jetzt bereits ausgeschiedenen, Gemeindemitgliedern gegen die (zwei) früheren Rabbinen und die Gemeinde hervorgerufen wurden und ich den alten Streit im eigenen Hause nicht nochmals aufwärmen und auf die Strasse werfen wollte, sah ich mich veranlasst, diesen Plan aufzugeben. Ich hätte, um deutlicher zu sein, bei meiner Abneigung gegen das Trotz-Orthodoxenthum unserer Zeit, nicht nur das pietätlose und unjüdische Verfahren einiger noch lebender Privatleute, sondern auch die Verkehrtheit eines in Deutschland angesehenen Führers der Orthodoxen geißeln müssen. Das wollte ich nicht. Dazu kommt noch, dass, da die Wogen des Parteilebens jetzt so hoch gehen — ein Jeder Partei ist — ich mir nicht genug ruhiges Blut, eigentlich nicht genug Objectivität zutraute, um Geschichte zu schreiben. Es könnte, sagte ich mir, doch nur eine Partei- oder Tendenzschrift werden. Die Objectivität würde fehlen. Ich dachte also den innern Hader der Juden, ihr Wühlen im eigenen Fleische bei Seite liegen zu lassen, und ein Schriftchen bei Gelegenheit des Einweihungsfestes zu veröffentlichen, das von der Entstehung, dem Bau u. s. w., des neuen Tempels erzählt. Es soll, so war meine Absicht, kein einziges Mal das Wort „orthodox“ darin vorkommen. Es sollten die Mitglieder meiner Gemeinde, für

welche dieses Schriftchen hauptsächlich geschrieben ist, beim Durchlesen desselben der angenehmen Täuschung leben, dass wir noch sind das einige Volk, wofür man uns fälschlich noch hält. Da fiel ich von der Scylla in die Charybdis, kam vom Regen in die Traufe. Die alten Lorbeeren ließen die Orthodoxen nicht ruhen, sie gingen und pflückten neue. Wie sie das thaten, erfährst Du, lieber Leser, so Du Geduld genug haben wirst, dieses Büchlein zu Ende zu lesen. Ich bitte Dich dabei um zweierlei. Sei erstens nicht ungehalten, wenn Du dem Worte „Orthodoxismus“ mit all seinen Formen zu viel begegnest. Die Vertreter desselben haben in unserem Vaterlande dieses, an sich ganz unschuldige Wort, mitsammt seinem Begriffe so missverstanden und entwürdigt, dass ihm einmal zu begegnen schon zu viel ist. Dass Du ihm oft begegnen wirst, daran bin ich unschuldig. Die Ereignisse, von jenen hervorgerufen, zwangen mich dazu. Zweitens ersuche ich Dich, Nachsicht zu üben, wenn Dir manchmal der Inhalt, manchmal die Form, manchmal beide nicht zusagen. Bedenke dabei, dass, wenn dieses Schriftchen auch das erste nicht ist, mit dem ich den Weg der Oeffentlichkeit betrete, ich auf diesem Wege zu selten erscheine, als dass ich mich daselbst recht heimisch fühlen könnte und darum Nachsicht beanspruchen darf. Du wirst es hoffentlich auch nicht übelnehmen, mancher Auseinandersetzung zu begegnen, die, streng genommen, nicht in den Rahmen dieses Schriftchens passt, also nicht „zur Geschichte des Tempelbaues“ gehört. Ich fühlte mich manchmal dazu gedrungen, vom Hauptwege abzuweichen und einen Seitenweg einzuschlagen, wobei ich aber den Faden der Erzählung niemals verlor. Solltest Du beim Durchlesen dieses Büchleins einen Gedanken finden, der Dir neu ist, oder wenigstens nicht alltäglich erscheint, oder solltest Du einen Dir bekannten Gedanken in entsprechender Form und passendem Kleide finden und würde sich so Dein Geschmack um etwas gebessert, Dein Gedankenkreis um etwas erweitert haben; oder sollte es dazu beitragen, Deine Anhänglichkeit an die angestammte Religion zu festigen, so hätte dieses Büchlein seinen Zweck erreicht und es fände sich vollkommen belohnt

der Verfasser.

II. Die Nothwendigkeit des Tempelbaues.

An dem Tage, an dem dieses Schriftchen der gefälligen Nachsicht der Leser übergeben zu werden bestimmt ist, beginnt die Gemeinde Steinamanger eine neue Aera ihres Bestehens. Sie wird das seltene Fest einer Tempel-Einweihung feiern, ein Fest, das, wir sind dessen gewiss, eine gehobene Stimmung und einen Jubel bei sämmtlichen Gemeindemitgliedern hervorrufen wird, dass endlich das seit Jahren ersehnte, mit vielen und großen Opfern erbaute, aber herrliche Gotteshaus fertig gestellt und seiner Bestimmung übergeben wird. Dieser Jubel, er ist auch begründet. Wer da die unzulänglichen Mittel kennt, die in mittleren und kleinen Gemeinden sich jedem größeren Unternehmen entgegenstellen, wem das schleichende Uebel unserer Zeit, der Indifferentismus, die völlige Gleichgiltigkeit allem Religiösen gegenüber bekannt ist, der wird es ermessen können, welche Kämpfe es gekostet, wieviel Aufwand von Worten und Ueberredung es bedurfte, wie sehr die unbedingte Nothwendigkeit den maßgebenden Kreisen einleuchtend gemacht werden musste, um einen Bau in Angriff zu nehmen, von dem es Jedem klar werden musste, dass die Gemeinde an jedes einzelne Mitglied mit Forderungen werde herantreten müssen, die geradezu Opfer genannt werden dürfen. Dieser Umstand schon verursachte es, dass die Frage des Tempelbaues seit mehr als einem Jahrzehnt auf der Tagesordnung stand, ohne recht in Fluss zu kommen. Denn schon vor zehn Jahren konnte das alte Gotteshaus die Zahl der Betenden nicht mehr

fassen. Der Vorstand sah sich genöthigt, dem Uebel dadurch abzuhelpfen, dass er in den Schullokalen einen besondern Gottesdienst abhalten ließ. Als aber, besonders in den letzten fünf Jahren, der Zuzug aus den umliegenden Dörfern und Gemeinden in der Weise sich mehrte, dass auch die bezeichneten, zur Abhaltung eines Gottesdienstes wenig geeigneten Schullocale zu dem genannten Zwecke nicht mehr ausreichten, so dass, besonders an den hohen Feiertagen, der Andrang in den Bethäusern bis zur Unerträglichkeit sich steigerte, es sogar vorkam, dass Manche, die das Bedürfniss fühlten, einem Gottesdienste beizuwohnen, vor den Fenstern der Bethäuser ihre Andacht verrichten mussten, fing man an, die Frage des Tempelbaues in Erwägung zu ziehen. Man erkannte allgemein die Nothwendigkeit desselben. Der Tempelbau ward von nun an ein frommer Wunsch. Man machte den Ueber-schlag, berechnete die ungefähren Kosten, zählte die Häupter der Leistungsfähigen — und erschrak.

III. Ernster Versuch zur Erbauung eines neuen Tempels.

Der erste grosse Anlauf zur Erbauung eines neuen Tempels wurde im Jahre 1872 genommen. Damals bemächtigte sich ein Taumel der nüchternsten Köpfe. Es war die Zeit des papiernen, eingebildeten Wohlstandes. Jeder träumte von Hunderttausenden. Es zeigte sich da, wohin die Phantasie den berechnetesten Menschen zu führen im Stande ist. Obgleich eine Zeit, in der die unersättliche Gier ihre Orgien feiert, wo alles Denken und Sinnen seinen Ausdruck in Ziffern und Zahlen sucht, wenig geeignet ist, das Interesse auf ideale Güter zu lenken, gehen die letzteren doch niemals gänzlich in Israel verloren; so auch nicht in unserer Gemeinde. Die besseren Elemente in derselben wollten diese günstigen, materiellen Verhältnisse dazu benutzen, um das Werk des Tempelbaues in Angriff zu nehmen, das sich als dringend noth-

wendig erwies. Wie Alles damals ins Große ging, wurde ein in's Große gehender Plan entworfen. — 120,000 Gulden sollte der Tempel kosten. — Zum Glücke kam der undurchführbare Plan nicht zur Ausführung. Es trat die, noch in der Erinnerung Aller lebende, Katastrophe des Jahres 1873 ein, es verflogen die Träume und mit ihnen der Plan zum Tempelbau. Es blieb beim Alten. So schien die Frage *ad calendas græcas* vertagt; trotzdem sie sich immer von neuem aufdrängte, war wenig Hoffnung vorhanden, sie zu lösen.

Aber ein Gedanke, der sich einmal der Geister bemächtigt, kommt nicht zur Ruhe, bis er seine Lösung gefunden. Trotz der grossen Verluste des Jahres 1873, trotz der seit damals herrschenden Geschäftslosigkeit, schwebte es dunkel einem Jeden vor, dass es doch nur des ernststen Willens und eines oder einiger thatkräftiger Männer bedürfe, die mit Entschlossenheit, Geschick und Umsicht die Angelegenheit in die Hand nehmen, um sie einem glücklichen Ende zuzuführen. Fehlte es denn an ernstem Wollen, oder gab es in einer Gemeinde von mehr als 200 Mitgliedern nicht Einige, oder wenigstens einen Mann, der jene Eigenschaften besässe, um ein Werk in Angriff zu nehmen, von dessen Nothwendigkeit Jedermann überzeugt war? Sind wir so arm an ernststen Männern? Ist Israel verwaist? Wo war da die Repräsentanz, wo waren die Vorstände und alle Jene, die zu solchen Angelegenheiten in erster Reihe berufen sind?

IV. Ursachen der Verzögerung des Tempelbaues.

Um die obige Frage zu beantworten, müssen wir auf Umstände hinweisen, die, wohl auch anderswo, sich aber in Steinamanger besonders unangenehm fühlbar machten. Die Ehrenämterin jüdischen Gemeinden — denn solche sind es doch allenthalben — bieten nirgends viel der Annehmlichkeiten. Der Jude, unbedingt gehorsam dem Staate und seinen Ge-

setzen, ist in eigenen Angelegenheiten schwer zu führen und zu leiten. Hier will er selber mitsprechen, will, dass nichts ohne, viel weniger gegen, sondern Alles mit seinem Willen geschehe. In grossen Gemeinden, deren Mitgliederzahl nach Tausenden zählt, wo fast Alles in die Hände der Vorstände gelegt ist, verschwindet zum grossen Theil der Einzelwille. In kleinen und mittleren Gemeinden, wo jede Meinung in die Waagschale fällt, wo auf den Beitrag eines Jeden gerechnet werden muss, macht sich dieser Einfluss jedes Einzelnen manchmal unangenehm geltend. — Wohl hat dieser Umstand auch seine gute Seite, insofern, als dem Belieben der Vorstände, in cultuellen Fragen zu weit nach rechts oder nach links zu neigen, Schranken gesetzt werden; er hat aber auch den grossen Nachtheil, dass viele Gemeindemitglieder, die befähigt und durch Stellung und Ansehn berufen wären, die Führung der Gemeinde zu übernehmen, sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückziehen, ihre Steuer wohl bezahlen, sonst aber — von Nichts wissen wollen. Die Führung der Gemeinde übernehmen dann immerhin ehrenwerthe, aber zum grössten Theil, solche Männer, denen die Beschäftigung mit Gemeindeangelegenheiten Opfer verursacht. Das Opfer besteht nicht bloß darin, dass sie alles Gerede ruhig über sich ergehen lassen und, zum Wohl des Allgemeinen, die Ueberwindung besitzen, mit einer Opposition zu rechnen, die Unmögliches verlangt, sondern darin, dass sie, mit irdischen Gütern nicht immer zu reich gesegnet, die Zeit dem Dienste der Gemeinde zuwenden müssen, die sie in eigenen Angelegenheiten nur allzugut verwerthen könnten. Dass ihnen für ihr Mühewalten doppelt und dreifacher Dank gebührt, braucht von uns nicht erst hervorgehoben zu werden. Aber dem Wirken dieser braven Männer ist durch das „von nichts wissen Wollen“ der Reichen eine Schranke gezogen. Sie können unter gewöhnlichen Verhältnissen amtiren, Ordnung im Haushalte der Gemeinde schaffen und halten, auch hie und da Verbesserungen vornehmen u. s. w. . . . zu grösseren

Unternehmungen jedoch, zu solchen, welche die Kräfte Aller in Anspruch nehmen und Opfer von jedem Einzelnen fordern, ist der gute Wille, ist selbst die Befähigung dieser Männer nicht ausreichend. Da müssten eben Alle heran; mit gleicher Liebe für die Sache, mit gleicher Begeisterung für dieselbe. Hierin aber liegt der Stein des Anstoßes. Indifferentismus ist der schroffste Gegensatz der Begeisterung, Gleichgiltigkeit die Todfeindin der Liebe. Dass aber Indifferentismus und Gleichgiltigkeit die traurigen Zeichen unserer Zeit sind, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Wenn auch die Gleichgiltigkeit Vieler durch den obengedachten Umstand erzeugt wurde, das Uebel, das er im Gefolge hat, ist darum nicht geringer. — Ein zweiter Grund, dass sich die Genannten vom Gemeindehause und allen öffentlichen Angelegenheiten zurückziehen, ist in den in der hiesigen Gemeinde herrschenden Zuständen zu suchen; Zustände, die wohl keine besondere Specialität für Steinamanger bilden, sondern leider fast überall in Ungarn anzutreffen sind. Es sind das die ewigen Reibungen und unaufhörlichen Zwistigkeiten mit den sogenannten Orthodoxen. Dieses Parteiwesen, oder besser Parteiunwesen, dem wir im nächsten Capitel einige Worte widmen, hat jedenfalls zur Verzögerung und Verschleppung der Tempelbau-Angelegenheit beigetragen.

V. Das Parteiwesen in Ungarn und Leop. Löw's s. A. Prophezeiung.

Ein reges Parteileben pflegt sonst Zeugniß abzulegen für die rege Theilnahme um jene Angelegenheiten, um derenwillen man es für nöthig findet, sich in Parteiungen zu zerklüften. Ein solch reges Parteileben ist oft der Vorbote einer Gesundung krankhafter Zustände und wirkt läuternd wie ein Gewitter. Nur hat es zur Voraussetzung, dass es Principien sein müssen, um die man streitet. Mit Eifer und mit dem Muthe, den die Ueberzeugung verleiht, tritt

dann jede Partei für ihre Sache ein und man kämpft so lange, bis man endlich entweder einen gemeinsamen Boden gefunden, auf dem ein vernünftiges Uebereinkommen möglich ist, oder die Gegensätze verschärfen sich in einer Weise, dass ein Uebereinkommen unmöglich geworden, und jede Partei zieht sich, von der andern unbestritten, auf jenes Gebiet zurück, das zu behaupten sie in den Kampf gezogen. Hier sind es nicht Prinzipien, um die gekämpft wird; hier sind es zumeist Kleinigkeiten, die den Zündstoff zu jenen Flammen liefern, nach welchem Streitsucht und Rechthaberei greifen, Zank und Zwietracht verursachen und Israel, nicht nur ohne Nutz und Frommen, sondern zur Verunglimpfung seines Namens, den es mit Ehre durch die Jahrtausende getragen, in zwei Lager theilen. Dieser Streit um Kleinigkeiten, diese fortwährenden Nadelstiche auf der einen, wie auf der andern Seite, tragen nicht das Gepräge eines Partei- lebens, das jemals heilsam wirken könnte.

Man hat bekanntlich diesem Streite eine innere Nothwendigkeit beizulegen gesucht. Es war der um die ungarische Judenheit so verdienstvolle Löw, der in seinem, schon vor zwölf Jahren erschienenen Werke*) mit dem ganzen Aufwande seines Scharfsinnes und seiner Gelehrsamkeit für die Theilung eintrat. So beherzigenwerth manches von ihm angeführte Detail ist, so beweist eine zehnjährige Erfahrung dennoch, dass er gerade in der Hauptsache geirrt hat. Wir wollen ihm nicht in jenem Theile seiner Auseinandersetzung folgen, in welchem er diesem Parteihader geschichtliche Bedeutung beilegt, indem er ihn mit dem Streite der Karäiten und Rabbaniten vergleicht — eben so wenig als wir ihm darin folgen wollen, wenn er für den an sich richtigen Satz: „dass es Grundprinzipien nicht sein müssen, die eine Zerklüftung verursachen“, als Beweis den Kirchenstreit des 16ten Jahrhunderts anführt. Wir müssten, um jene Belege zu widerlegen, all die vorhandenen Bedingungen aufzählen, welche

*) „Die jüdischen Wirren in Ungarn“ von Leop. Löw.

die bekannten Wirkungen zur Folge hatten; müssten die Geschichte jener Zeiten in ihren Ursachen und Wirkungen neuerdings aufrollen, von der tiefen Erregung sprechen, welche damals die Geister beherrschte und es würden, die Ereignisse einander gegenüber gestellt, sich Gleiches und Ungleiches jedenfalls die Waage halten. Wir bemerken nur das Eine: Man stritt sich dort ursprünglich nicht um Kleinigkeiten. Die bildeten nur die Vorwände, die Anhaltspunkte des Streitigen, die man mit Fanatismus auf der einen Seite bekämpfte, auf der andern vertheidigte. Ursprünglich war es die tiefe Erbitterung der Geister, welche durch eingeführte und für heilig angesehene Bräuche oder Missbräuche, gerade Grundprinzipien der Religion beeinträchtigt sahen. Durch das sich Klammern an Geringfügigem war der Streit auf einen, ihm ursprünglich fremden Boden versetzt; es war das schon, man möchte sagen, die Entartung des Streitigen. Ist das hier der Fall? Kämpft man hier um Principien? Ist es irgend eine Grundlehre der Religion, die angefochten wird? Wohl trennt eine tiefe und breite Kluft diejenigen, die als die äussersten Extreme angesehen werden müssen*); die Extreme aber bilden nicht das Volk. So groß auch die Zahl derer sein mag, die der Fahne des einen oder des andern Extrems folgen, die überwältigende Mehrheit Israels steht in der Mitte zwischen beiden, fühlt sich abgestossen von dem einen, wendet sich mit Schrecken von dem andern weg. Was Löw, gelehrt und geistreich, von den Parteikämpfen behauptet, gilt von den Extremen, besteht aber die Probe nicht, so man es auf die große Mehrheit der noch religiös fühlenden Israeliten anwendet. Wir wollen, wie gesagt, diesem Theile seiner Auseinandersetzung nicht weiter folgen, können jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, wie sich die Prophezeiung Löw's, wenigstens bis heute, nicht erfüllt hat. Indem Löw

*) Welcher Abstand z. B. zwischen einem Geiger und Rabbi Hillel aus Kolomea besteht, mag Jeder ermessen, der die Anschauungen Beider kennt.

der Spaltung, das Wort redet, fragt er (p. 39): „Woher stammt die Angst vieler Reformer vor der kirchlichen Spaltung?“ „Sie stammt zuvörderst,“ antwortet er, „aus der Besorgniss, dass sich die beiden Synagogen, die orthodoxe und reformirte, die talmudische und die biblische, zu unduldsam und feindselig gegenüber stehen werden. „Unbegründete Besorgniss!“ ruft er aus. „Sobald die Trennung eine begründete Thatsache ist und keine Partei ihre Existenz bedroht sieht, werden sich beide Parteien ohne Zweifel im Geiste unserer toleranten Zeit begegnen.“ Nach zehnjähriger Erfahrung zeigt es sich, dass die Besorgniss nicht unbegründet war. Die Trennung ist eine vollendete Thatsache, beide Parteien sind von der Regierung als solche anerkannt. Die orthodoxe Partei ist es gewiss nicht, die von der Fortschrittspartei in ihrer Existenz bedroht ist. Es wäre denn jene Gefahr, die dem Orthodoxismus durch den Geist der Aufklärung droht, indem das Geisteslicht, das in den Fortschrittsgemeinden entzündet wird, auch hiè und da einen Strahl in die Kreise der Orthodoxen wirft und die Finsterniss beleuchtet, in der sie leben. Diese Gefahr, die in der Sache selbst liegt und doch eigentlich niemals aufhören wird, kann doch, mit Fug und Recht, dem Fortschritt nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Nun die Trennung eine vollendete Thatsache ist, beide Parteien sich von rechtswegen nichts mehr anhaben können, herrscht Frieden zwischen ihnen? hat unsere tolerante Zeit ihren Einfluss gezeigt? Kann es Jemand leugnen, dass Unduldsamkeit und Feindseligkeiten ihre verderblichsten Blüthen treiben? Abgesehen von dem Streite im Kleinen, der fast in jeder Gemeinde herrscht, lese man doch, um sich zu überzeugen, die Eingaben der Durchführungs-Commission*) an das Ministerium; Eingaben, die von Gift und Galle, Verleumdung und Anschwärzung gegen die Fortschrittspartei getränkt und genährt sind. Die Prophezeiung Löw's hat sich, leider, bisher nicht erfüllt.

*) Das Organ, in welchem die Orthodoxen ihre Vertretung finden.

VI. Neolog? Das Talmudstudium der Gegenwart.

Die Orthodoxen beliebten die Männer des Fortschritts „Neologen“ zu nennen. Das Wort ist schon so zur Gewohnheit geworden, dass es auch jene, die Männer des Fortschritts, gebrauchen und selbst in amtlichen Zuschriften Verwendung findet. Der Fortschritt sollte sich, wenn es nicht schon geschehen ist, gegen diese Bezeichnung verwahren. Neolog heißt bekanntlich „eine neue Lehre“, und Neologen die, die einer neuen Lehre huldigen. Nun huldigt der Fortschritt bekanntlich keiner neuen Lehre, vielmehr ist sein Bestreben dahin gerichtet, die Lehre Mosis in ihrer Reinheit und Unverfälschtheit zu erfassen und zu üben, und sie von dem zu reinigen, was eine gewisse traurige Zeit ihr angehängt hat. — Ebensowenig darf man behaupten, dass der Fortschritt den Talmud perhorrescirt, oder gegen ihn Front macht. Wenn wir auch zugeben, dass die Zahl derer, die sich des Talmudstudiums befleißigen, keine solch große mehr ist — aus Gründen, die wir hier nicht aufzählen wollen — als sie vor einem Jahrhundert war, ist es doch Thatsache, dass der Talmud eifrige Pflege von Seiten der Vertreter des Fortschritts findet, zu welchen wir die wirklich gebildeten Rabbinen unserer Zeit zählen. Die höhere Bildung dieser Männer, ihre Kenntniss verschiedener Sprachen befähigt gerade sie, in den Geist und in das Wesen des Talmuds einzudringen und Wahrheiten an das Tageslicht zu fördern, von denen unsere Orthodoxen — kaum eine Ahnung haben. Der Unterschied, wie jetzt das Talmudstudium gepflegt wird, und der Art, wie es früher gepflegt wurde, besteht — neben anderen — auch darin, dass es früher das Feld der Halacha war, das sich besonderer Pflege erfreute und in allen seinen Theilen mit Liebe und Fleiß ausgebaut wurde. Hiervon legen eine große Zahl von Folianten und eine immense Responsen-Literatur hinlänglich Zeugnis ab. Dieser Ausbau der Halacha war ein Zeitbedürfniss. Das religiöse Bedürfniss vergangener

Zeiten hat diese Früchte auf dem Felde der Halacha gezeitigt. Die frommen Alten wollten für alle möglichen Fälle eine Norm, ein Gesetz haben. Die Rabbinen, an die die Anforderung gestellt wurde, konnten und wollten das Gesetz willkürlich nicht schaffen. Sie mussten aus der Tiefe des Talmuds schöpfen, mussten aus den Diskussionen der Talmudisten, aus ihrem pro und contra, das Gesetz, das sich einmal als Bedürfniss herausstellte, ableiten. Die Halacha beherrschte also, musste naturgemäß das Studium des Talmuds beherrschen, wenn auch die Hagada nicht vernachlässigt wurde.

Die Zeiten haben sich nun geändert. Ob man diese Aenderung bedauern oder freudig begrüßen soll, bleibe dahingestellt und ist für diesen Zweck ganz gleichgiltig. Es ist einmal Thatsache, dass das Bedürfniss nach neuen religiösen Satzungen nicht vorhanden ist. Der jüdische Geist aber sucht nach einem Felde, das noch auszubauen ist — er will etwas schaffen, er will sich vertiefen. Da findet er in demselben Talmud das Stiefkind des vergangenen Jahrhunderts — wie so mancher Zeit — er erbarmt sich dieses Kindes — er betritt das Gebiet der Hagada. Ihre Zeit ist nun gekommen. Wohl wurde, wie bereits gesagt, das Feld der Hagada niemals ganz vernachlässigt; die Art aber, wie sie im vergangenen Jahrhundert bis tief hinein in unsere Zeit — zum großen Theil von den Rabbinen der alten Schule noch jetzt gepflegt wird, entbehrt jeder Wissenschaftlichkeit. Die Art, wie sie gepflegt wurde und noch gepflegt wird, ist — Ausnahmen immer und überall abgerechnet — nichts als Spielerei mit den Aussprüchen der Talmudisten — eine Spielerei, die selbst mit den Sätzen der Bibel getrieben wurde. Was nicht zur Halacha gehörte, wurde ja als nebensächlich betrachtet, woraus nicht ein Ceremonial- oder sonstiges Gesetz abgeleitet werden konnte, damit beschäftigte man sich nur in den Mußestunden. Die Hagada, wie sie der Talmud in reicher Fülle liefert, wurde nur zu homiletischen Zwecken ausgebeutet. Danach aber zu fragen, warum

jener Ausspruch gethan wurde, was ihn veranlasst hat, welcher Zeit er angehört, wann überhaupt der, der ihn gethan hat, gelebt hat, kam Niemandem in den Sinn. Den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu erforschen, jeden Ausspruch und jedes Geistesprodukt als die Frucht einer bestimmten Zeit anzusehen, aus ihr heraus es zu beurtheilen und zu verstehen, davon dasjenige zu sondern, was unvergänglichen Werth hat, von dem, was die Noth des Augenblicks, die damalige Weltlage erfordert und gezeugt hat, — alldem stand ihr Sinnen und Denken fern. Dieser schwierigen Arbeit hat sich der von den Orthodoxen verleumdete Fortschritt unterzogen. Es wird — und man darf da die Hoffnung nicht aufgeben — eine Zeit kommen, in der die Söhne Jakob's sich als Brüder erkennen werden. Dann werden die Geschmähten von heute als die einzigen Erhalter des Judenthums und seiner Lehre angesehen werden, als diejenigen, welche einer Zeit, die für die minutiösen Forschungen auf halachischem Gebiete allen Sinn verloren, den hohen moralischen und geschichtlichen Werth klar und offen und mit jenen Mitteln darlegten, welche ihnen ihr hoher Bildungsgrad an die Hand gab. Ja, wir sind dessen gewiss, dass eine spätere Zeit sie als diejenigen preisen wird, welche den Hauptzweig der jüdischen Literatur, den Talmud, nicht nur der Verachtung entrissen, in die er bei Juden und Nichtjuden zu verfallen drohte, sondern auch ihm jenen Platz haben erringen helfen, den er in der allgemeinen Literatur einzunehmen berechtigt ist. Wann diese Zeit eintreten wird, ist freilich nicht abzusehen. Vorläufig ist der Kampf ein erbitterter. Die junge Pflanze des Fortschritts ist heftigen Stürmen ausgesetzt, und noch lange wird es dauern, bevor die Wogen der aufgewühlten Leidenschaften sich beruhigen werden. Die Zeichen der Zeit deuten auf langen Kampf, aber doch auf endlichen Sieg der Wahrheit und des Fortschritts. Möge der letztere bald eintreten!

VII. Das Mahl der Chewrah-Kadischa. *)

Die Zeitverhältnisse verschlimmerten sich von Jahr zu Jahr. Niemand wagte es in einer Zeit, in der die mittleren und unteren Klassen um das tägliche Brot kämpfen mussten, die Wohlhabenden an ihrem Capital zehrten, mit der Zumuthung heranzutreten, für einen Tempelbau Geld flüssig zu machen. In dieser Zeit des materiellen Rückganges traf die Chewrah-Kadischa Anstalten zu einem Vereinsmahle. Die Stimmung war eine solch gedrückte, die Zeitlage schien so wenig zu passen, dass sich nicht wenige Stimmen selbst gegen die Abhaltung dieses Mahls erhoben. Die Vereins-Vorsteherung liess sich dadurch nicht irre machen, sie blieb bei ihrem Entschlusse. Das Mahl wurde im Winter des Jahres 1878/1879 abgehalten. Die Furcht so Mancher, dass das Mahl durch zu geringe Betheiligung seinen Zweck nicht erreichen werde, erwies sich als unbegründet. — Es weiß jeder Jude, dass die Chewrah nicht darum ein Mahl abhält, um ihren Mitgliedern ein Festessen zu geben. Der Gedanke ist bei einem Vereine, zu dessen Pflichten die Pflege der Kranken, die liebevolle Fürsorge für die Sterbenden, die Bestattung der Todten gehört, von vornherein ausgeschlossen. Das Vereinsmahl verfolgt gewöhnlich bestimmte, humane Zwecke; jedenfalls wird dadurch das Interesse an den Verein gehoben und durch ihn stärkt und kräftigt sich auch das jüdische Bewusstsein. Jüdische Gemeinden, die so oft mit Forderungen und Ansprüchen an ihre Mitglieder herantreten, sollten kein Mittel von sich weisen, das zur Kräftigung und Stärkung des jüdischen Bewusstseins dient. Im Laufe der letzten acht Jahre hat der Verein zwei Mahle abgehalten und wir können es mit befriedigender Genugthuung aussprechen, dass daselbst recht jüdisches Leben pulsrte. Wohl ist die Chewrah hauptsächlich ein Verein für die Todten und

*) Verein für Todtenbestattung.

soll man diese niemals wachrufen, um den Lebenden zu Hilfe zu eilen. Aber hier zeigt es sich doch, dass der Tod nicht immer löst, sondern auch verbindet, und muss man daher ein Mittel, das an sich gut und edel ist, nicht von sich weisen, weil es, neben dem eigenen auch fremde Interessen fördert. Die Betheiligung an dem Mahle, das die Chewrah veranstaltete, war eine unerwartet grosse. Durch ihre Abwesenheit glänzten nur diejenigen, die sich überhaupt von jüdischen Dingen fern halten und lieber vor Nichtjuden kriechen, als unter Glaubensbrüdern Gleiche sein wollen. Ihre Abwesenheit beeinflusste die gehobene Stimmung nicht. Das Fest, wenn wir es so nennen dürfen, fiel glänzend aus. Ernste und launige Reden würzten das Mahl. Es zeigte sich wieder, dass Israel nicht verwaist ist, dass die Söhne Jakob's Geist und Gemüth besitzen, und sich trotz Allem einen hohen Grad von Idealismus erhalten haben. Es fühlte sich Jeder als Mensch und als Jude. Diese Doppeleigenschaft ist es, die wir nicht hoch genug anschlagen können. Der Verfasser dieser Schrift sah in der anwesenden Versammlung einen großen und den besten Theil seiner Gemeinde vor sich. Der Gedanke, der ihn seit langer Zeit niemals verlassen, drängte sich wieder vor, — der Gedanke an den Bau eines Tempels. Für die Todten haben die Lebenden gesorgt durch Erweiterung und Verschönerung eines Friedhofes, vielleicht sorgen die Todten für die Lebenden und helfen ihnen den Tempel bauen. Als die Wogen der Begeisterung hoch gingen, behandelte er nochmals kurz das ihm geläufige Thema, richtete eine Ansprache an die Versammlung, aber hauptsächlich an den ihn zur Seite sitzenden Herrn Salomon Rechnitzer, und forderte ihn auf, die Angelegenheit des Tempelbaues in die Hand zu nehmen. Ein allgemeines Eljen (Hochrufen) bewies dem Herrn R., dass diese Worte aus dem Herzen Aller gesprochen waren. Herr R., der wohlhabendste hier wohnende Israelite, ein Mann voll Energie und Thatkraft, gab hierauf die Erklärung ab, dass er auf allgemeinen Wunsch die Leitung des Baues, im Vereine mit einem Bau-

comité übernehmen wolle. Dieser Erklärung folgte, da man in Herrn R. mit Recht das vollkommenste Vertrauen setzte, — ein nicht enden wollender Jubel der Versammlung. Hiermit war der Tempelbau beschlossene Sache. Das Baucomité, das sich später noch erweiterte, wurde sofort gewählt; dasselbe ohne Zögern an die Arbeit ging. Im Laufe einiger Tage waren, theils als Spenden, theils zum Zwecke des Ankaufs von Sitzen in dem zu erbauenden Tempel, 63,000 Gulden gezeichnet, eine Summe, die es jedenfalls ermöglichte, zum Bau eines Tempels zu schreiten.

VIII. Das Attentat auf den Bestand der Gemeinde.

Die Zeiten wiederholen sich. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Jedem Kenner der biblischen Geschichte ist es bekannt, dass unter der Regierung des persischen Königs Cyrus es den Juden gestattet wurde, in die alte Heimath zurückzukehren, die verwüstete Stadt Jerusalem und den zerstörten Tempel wieder aufzubauen. Einige Tausend Juden hatten noch Liebe genug zu ihrem alten Vaterlande, das sie oder ihre Väter vor kaum 70 Jahren verlassen hatten, um unter Führung des Priesters Jesua und Serubabels in dasselbe zurückzukehren. Trostlos genug sah es da aus. Sie gingen aber sofort an die Erbauung des Tempels und Errichtung des Altars. Da kamen die umwohnenden Nachbarvölker, — „Feinde Juda's und Benjamin's“ werden sie genannt, — die zur Hälfte Heiden, zur Hälfte Juden waren, mit dem Antrage, dass sie sich an dem Bau des Tempels betheiligen wollen. Jesua und Serubabel beriefen die Volksältesten zur Berathung. Der Antrag wurde abgelehnt. Es ist unsere Sache nicht, über die getroffene Entscheidung zu Gericht zu sitzen. Die inneren Motive einer Entscheidung, die vor mehr als zweitausend Jahren getroffen wurde, entziehen sich einem bestimmten Urtheile. Grätz (II, 2 p. 86) meint: „die Familienhäupter hätten mit richtigem Takt ge-

handelt, die judäische Gotteserkenntniss und Lehre rein von fremder Beimischung zu erhalten, und die ausschliessliche Selbstständigkeit zu bewahren.“ Jedenfalls bewies die Folge, dass die Volksältesten Recht hatten, und dass der Antrag jenes Nachbarvolkes nicht der Liebe zum Judenthume entsprungen, sondern Heuchelei war und Nebenzwecke verfolgte. Denn wer sein Volk und seine Religion wahrhaft liebt, wird niemals zum Verräther an denselben; den mag eine persönliche Beleidigung oder Hintansetzung schmerzen, er wird wohl gegen die Person, aber nicht gegen die Sache kämpfen; er wird den Bestand derselben Religion, der er anzugehören vorgibt, nicht untergraben, ihre Bekenner nicht verleumden und an's Messer liefern wollen. Das aber hat jenes zurückgewiesene Mischvolk gethan. Sie suchten erst den Juden selber, mit denen sie in Berührung kamen, die Lust am Weiterbau des Tempels zu nehmen und setzten dann ihre Verleumdungen bei der Regierung fort. Der Tempelbau musste in Folge dessen auf fünfzehn Jahre verschoben werden. Wie sie später unter Esra und Nehemia dieses geheime Wühlen aufgaben, offen zu den Waffen griffen und das junge Gemeinwesen mit Gewalt vernichten wollten, ist nicht minder bekannt. — Aehnliches ereignete sich in unserer kleinen Gemeinde. Wenn diese Ereignisse auch nicht jene Wichtigkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen, die sie dort hatten, bieten sie dennoch ein Spiegelbild unserer Zeit und sind bezeichnend für das Streben und Wollen der ungarischen Orthodoxen. Wir wollen ihre Principien und die Art ihrer Gottesverehrung unangetastet lassen. Mögen sie in ihrer Weise selig werden. Die Art und Weise aber, wie sie den Bestand der Gemeinde zu untergraben suchen, ihr, wo sie können, Schaden zufügen, den Bau des Tempels stören wollten, soll hier kurz dargestellt werden. Wenn wir hier gezwungen sind von einer orthodoxen Gemeinde zu reden, sei vor Allem Jedem, der mit den hiesigen Verhältnissen nicht vertraut ist, gemeldet, dass die Zahl derer, die sich hier als orthodoxe Gemeinde gerirt, höchstens auf fünfundzwanzig an-

zuschlagen ist, unter welchen kaum zehn als leistungsfähig zu finden sein werden. Die Uebrigen sind blutarme Menschen, die, weil von jenen abhängig, gezwungen sind, ihrem Heerbanne zu folgen. Wohl haben sie auf dem Papiere sechzig bis siebzig Mitglieder stehen, die aber, zumeist aus den umliegenden Dörfern sich recrutirend, sowohl in Betreff ihrer Ueberzeugung, als auch ihrer Leistungen so unzuverlässig sind, dass sie heute zum Orthodoxismus, morgen zum Fortschritt sich bekennen, und Jedem, der mit der Eintreibung der Steuer betraut ist, die Erklärung abgeben, dass sie zur andern Gemeinde gehören. Wollte man jene angegebenen Fünfundzwanzig auf ihren innern orthodoxen Gehalt prüfen, so würden höchstens drei, sage drei, vermöge ihrer Ansichten und Absichten die Prüfung bestehen. Die Uebrigen sind dazu überredet und gemacht. Das ist nun das Steinamangerer Orthodoxenthum, das im ganzen Lande von sich sprechen macht, das alle Gerichtshöfe mit seinen Ansprüchen belästigt, mit seinen Klagetönen das Ministerium für Cultus und Unterricht füllt und gegen deren Wühlereien und Anschwärzungen unsere Gemeinde sich zur Wehr setzen und auf der Hut sein muss.

Höre, lieber Leser, und urtheile selbst. Was hier erzählt wird, weiß hier jedes Kind und kann durch Documente und Protocolle nachgewiesen werden. Als die Gemeinde daran ging, einen neuen Tempel zu bauen, entstand natürlich die Frage: Was geschieht mit dem alten Tempel? und wie sollen die Rechte derer gewahrt werden, die Sitze in diesem Tempel haben? Man kam überein, den Tempel mit dem hierzu gehörigen Nebengebäude zu verkaufen und die Eigenthümer von Sitzen im neuen Tempel zu entschädigen. Zu diesem Behufe wurden sämmtliche Eigenthümer von Sitzen zusammenberufen, die Sitze wurden, je nach ihrem Werthe, abgeschätzt, was mit Uebereinstimmung Aller geschah. Die getroffene Vereinbarung wurde zur allgemeinen Kenntniss gebracht, der Schätzungswerth eines jeden Sitzes an der Tempelthür affichirt, damit Jeder, der einem

Einspruch zu erheben gewillt wäre, denselben erheben könne. Es erhob sich von keiner Seite ein Einspruch. Dass die Mitglieder unserer Gemeinde mit der getroffenen Vereinbarung sich zufrieden gaben, fiel Niemandem auf; dass aber auch die Orthodoxen, welche sieben Sitze im alten Tempel haben, keinen Laut von sich gaben, wollte Mancher als Wunder betrachten. Andere meinten, naiv genug, dass man mit diesem Misstrauen den Leuten doch Unrecht thue, sie werden mit der Entschädigung, die ihnen die Gemeinde in der einen oder andern Weise bieten will, sich zufrieden geben und weiter keine Ansprüche erheben. Bald sollte es sich zeigen, wie gerechtfertigt das Misstrauen gegenüber diesen Leuten ist, und dass die Ruhe, die sie äußerlich an den Tag legen, auf Krieg deutet, den sie heimlich vorbereiten. Da die Gemeinde diesen Umstand außer Acht ließ, jene auch keinen Widerspruch erhoben hatten, verkaufte sie unter Zustimmung der einberufenen Generalversammlung den alten Tempel sammt dem Nebengebäude an Herrn S. Rechner um 12,000 Gulden. Der endgültige Abschluss des Verkaufes sammt dessen grundbücherliche Uebertragung zog sich bis in den Winter des Jahres 1879/80 hinein. Indess war der Bau des neuen Tempels längst in Angriff genommen, das schöne Gebäude war in seinen Umrissen längst sichtbar und auch schon unter Dach gebracht, als die Gemeinde von einem Erlasse des Ministers für Cultus und Unterricht überrascht wurde des Inhalts: „Die Gemeindevorstellung wäre aufzufordern, ob sie nicht geneigt wäre, den für die Gemeinde überflüssig gewordenen Tempel bis zur gerichtlichen Entscheidung über die gemeinsamen privatrechtlichen Ansprüche den Orthodoxen zu überlassen.“ Von Verkauf darf dabei natürlich keine Rede sein. Für den Fernstehenden stellt sich die Sache so unschuldig als möglich dar. Warum soll man einen überflüssig gewordenen Tempel nicht Anderen zum selben Zwecke überlassen, besonders da sie, wie sie angeben, auch ein Recht an diesem Tempel haben? Wer aber die Verhältnisse kennt, wird und muss

anders urtheilen. Für uns bildet die Ueberlassung oder Nichtüberlassung des Tempels an die Orthodoxen eine Lebensfrage. Wir müssen uns bei der Aufzählung der Ursachen, aus gewissen Rücksichten, eine Reserve auflegen, bemerken jedoch, dass uns vor Allem die finanziellen Verhältnisse die Nichtüberlassung gebieten. Der alte Tempel muss uns helfen den neuen aufbauen. Die 12,000 Gulden, um die er verkauft wurde, müssen dazu dienen, die Schulden zu bezahlen, die zum Baue des neuen Tempels gemacht wurden. Geschähe dies nicht, so hätte die Gemeinde Bürden zu tragen, die ihr unerschwinglich werden könnten. Die Orthodoxen würden wohl auch, so ihnen der Tempel überlassen bliebe, eine Entschädigung bieten. Sie thäten dies aber nur — laut Erlass des Ministeriums — nachdem die privatrechtlichen Ansprüche gerichtlich geschlichtet sein würden. Wann würden die aber geschlichtet sein? Sie geben ja in ihrem Gesuche an das Ministerium an, dass, da wir den Tempel bisher benützt haben, sie ihn von nun an benützen wollen, das heisst, sie wollen erst Abnützungsfrist haben. Erst dann, wenn diese verlaufen, wollen sie an die Schlichtung der privatrechtlichen Ansprüche gehen. Wie lange soll diese Abnützungsfrist dauern? Bilden auch bei ihnen, nach dem Satze des Psalmisten, „Tausend Jahre einen Tag“? So viel ist gewiss, dass, selbst wenn sie keine Abnützungsfrist wünschten, unsere Kindeskinde die Schlichtung dieser privatrechtlichen Ansprüche nicht erleben würden. Es ist ferner gewiss, dass so manche Gemeindemitglieder, denen die Thürme des neuen Tempels nicht recht „jüdisch“ vorkommen, es vorziehen würden, ihren Sitz im alten Tempel zu behalten und zu ihnen überlaufen würden. Ueberließen wir ihnen den Tempel, würden sie alle Schwankenden zu sich hinüberziehen, alle Unzufriedenen unserer Gemeinde — und sobald man von gewissen Leuten einen Gulden Steuer mehr verlangt, werden sie bald unzufrieden — zu sich herüberlocken und uns eine Concurrenz bieten, die wir kaum bestehen könnten, da sie ihren Mitgliedern nichts, bieten, von ihnen auch nichts haben

wollen. Gäben wir ihnen den Tempel, hätten sie erreicht, was sie eigentlich wollen. Sie hätten ihre Lage materiell gebessert, uns geschädigt, ja vielleicht in unserem Bestande erschüttert. Man könnte wohl dagegen behaupten, dass die Leute sich einen Tempel bauen können. Sie könnten vielleicht, aber sie werden wohl nicht. Sie können heute in einer Comitatsstadt keine Hütte aufrichten, der sie den Namen „Tempel“ beilegen, sie müssten ein ansehnliches Gebäude herstellen. Das kostet Geld. Wenn es bei ihnen auch einige Wohlhabende gibt, so dürfte der Wille, tief in die Tasche zu greifen, mit dem Wunsche, einen Tempel zu besitzen, doch nicht gleichen Schritt halten. Nur wenn ihnen ein Tempel durch die Kraft eines Ministerial-Erlasses in den Schooß fiel, würden sie freudig nach ihm greifen. Vorläufig haben sie das hohe Ministerium umsonst bemüht! Der Tempel ist verkauft; sie haben Nichts erreicht! Einen Punkt ihrer Eingabe wollen wir in Folgendem besprechen.

IX. Darf ein für den Gottesdienst überflüssig gewordenen Tempel verkauft und das Gebäude zu einem profanen Zwecke umgestaltet und verwendet werden?

Wir wollen das bezeichnende Wort unterdrücken, welches ein Verfahren kennzeichnen würde, dass im Grunde zwei bis drei Leute, denen es gestattet ist, sich vor dem Minister als Gemeinde aufzuspielen, die Unverfrorenheit besitzen, einer Gemeinde in der Weise gegenüber zu treten, wie sie es thatsächlich thun. Nur einen Punkt ihres Gesuches, oder besser ihrer gegen uns gerichteten Anklage, wollen wir besprechen, um die Mittel zu kennzeichnen, mit denen sie kämpfen. Sie geben in ihrem Gesuche an den Minister an, dass es ihre religiöse Feinfühligkeit verletzt, auch den Bestimmungen des Schulchan-Aruch widerspricht, dass ein heiligen Zwecken bestimmtes Gebäude zu profanen

Zwecken verwendet werde. Also vor Allem verletzt es ihre religiöse Feinfühligkeit! Ein schönes, herrliches Wort! Aber... aber... Wenn Reaktionäre den Fortschritt rühmen; wenn Dunkelmänner anfangen, begeistert von Licht und Aufklärung zu sprechen; wenn Tyrannen die Fahne der Freiheit ergreifen — werden vernünftige Menschen verwundert und zweifelnd die Köpfe schütteln; werden jedenfalls und mit Recht denken: da steckt etwas dahinter. So verwundert und zweifelnd muss Jedermann den Kopf schütteln, wenn er diese Leute von religiöser Feinfühligkeit sprechen hört. Seit wann besitzen Orthodoxe dieses Schlagens religiöse Feinfühligkeit? Was soll dieses Wort in ihrem Munde? Sie sind Buchstaben-Anbeter, der Schulchan-Aruch ist ihr Gott. Auf den Altar desselben haben sie ihr Denken als Brandopfer hingelegt, im Angesichte desselben erstirbt ihr Denken — ihr Fühlen. Es handelt sich doch immer darum: was sagt der Schulchan-Aruch? Was dieser sagt, werden wir gleich auführen, und bemerken im Voraus, dass es uns leid thut, Menschen in ihrem eigenen Hause, auf dem Gebiete, das sie für sich gepachtet zu haben glauben, solch schreckliche Unkenntniss vorwerfen zu müssen. Diese Unkenntniss des Gesetzes nehmen wir als Entschuldigungsgrund an. Es ist zwar für gewisse Leute nicht schön, ein Gesetz im Schulchan-Aruch nicht zu kennen; aber es ist noch keine Schande und man kann dabei ein ganz anständiger Mensch sein. Würden wir Gesetzesunkenntniss nicht annehmen, müssten wir sagen: die Leute treiben Blendwerk, schänden ihren Gott, den Schulchan-Aruch, indem sie ihm Worte und Meinungen in den Mund legen, die er nicht gesprochen, und haben, was doch ebenfalls sträflich wäre, den Minister ganz einfach belogen. Wir wollen all das nicht sagen, nehmen nur an, dass sie das Gesetz nicht kannten, und gestatten uns, sie auf dasselbe aufmerksam zu machen. Das diesbezügliche Gesetz ist zu finden: Schulchan-Aruch, Orach-chajim Cap. 153, §. 9. Für Diejenigen, die das Gesetz in der Originalsprache nicht lesen können, lassen wir hier die wörtliche Uebersetzung

desselben folgen. Es lautet: „Wenn die Bewohner einer Stadt*) einen Tempel verkaufen, gilt der Verkauf, und der Käufer kann ihn zu Allem, nur nicht zu folgenden vier Dingen verwenden: Zu einem Badehause, zu einer Gerberfabrik, zu einem rituellen Badehause und zu Aborten. Wenn aber der Verkauf durch die (damals üblichen) sieben Vorsteher in Gegenwart der ganzen Gemeinde (unserer heutigen Generalversammlung) geschieht, kann ihn der Verkäufer selbst zu den genannten vier Dingen verwenden.“ Dass der Vorstand der Gemeinde all die genannten Dinge erfüllt hat, dass der Verkauf nur mit Genehmigung der Generalversammlung vollzogen wurde, wissen die Leute ganz gut. Auch fällt es dem Käufer nicht ein, das Tempelgebäude zu den genannten vier Dingen zu verwenden, was ihm, laut Schulchan-Aruch, doch gestattet wäre. Das oben angeführte Gesetz spricht deutlich genug — und lässt eine Zweideutigkeit gar nicht zu. Wenn wir nun annehmen, dass Unkenntniss des Gesetzes jene bewogen hat, diesen Grund anzugeben, dürften sie es uns nicht übel nehmen, wenn wir sie ersuchen, künftig etwas pietätvoller mit ihrem Gott, dem Schulchan-Aruch, umzugehen. Wenn sie uns schmähen, uns als Abtrünnige und Gottesleugner darstellen, so gehört das, obwohl es weder religiös noch moralisch ist, zum Parteistandpunkte. Den Gegner als verrucht, sich selbst als edel und heilig hinzustellen, ist eben ein Mittel, die eigenen schwachköpfigen Leute von dem Gegner zu entfernen und an sich zu ziehen. Wenn sie aber auch den Schulchan-Aruch heranziehen und diesen — ob mit Wissen oder aus Unwissenheit, mit Absicht oder absichtslos ist gleichgiltig — missbrauchen, so ziehen sie sich den Boden unter den Füßen weg, ein Umstand, der sehr fatal werden kann. Mögen sie im eigenen Interesse das Ansehn des

*) כפר (Kefar) ist der eigentliche Ausdruck und bedeutet „Dorf, Flecken“. — Nach עשרת וקנים wird jeder Tempel, der hauptsächlich für die Bewohner eines Orts gebaut wurde — wenn auch Reisende hie und da ihre Andacht daselbst verrichten — als Kefar angesehen.

Schulchan-Aruch wahren und erst „einsehen“, bevor sie in seinem Namen etwas in die Welt setzen; denn ein Gesetz nicht wissen, ist zwar keine Schande, aber eine schwache Ausrede bleibt es dennoch, und, so lautet ein talmudischer Satz: „Nicht gesehen haben, ist kein Beweis.“

X. Beamte oder Proletarier?

Von seinen Feinden soll man lernen. Da wir von den Orthodoxen in ideeller Beziehung nichts zu lernen haben, so dürfte es nichts schaden, wenn wir in materieller Beziehung, in der Art, wie sie ihr kleines Hauswesen leiten, ihnen etwas ablernten. Hiermit soll nicht gesagt sein, dass wir es gerade so machen sollen wie sie — „Eines passt ja nicht für Alle“ — aber die Klugheit, mit der sie ihr Hauswesen leiten, verdient, natürlich mit einem andern Maßstabe angewendet, Nachahmung. Sie haben außer dem Rabbiner oder Rabbinats-Verweser nur noch einen Beamten zu besolden, welcher Cantor, Schächter, Cassier und Diener zugleich ist; während unsere Gemeinde in den Fehler so vieler Fortschrittsgemeinden zu verfallen scheint, die ihren Cultus auf's Glänzendste einrichten wollen und dadurch ein Beamtenheer schaffen, das zu besolden ihre Kräfte übersteigt. Außer dem Rabbiner hat unsere Gemeinde einen ersten und einen zweiten Cantor, einen Bassisten, Chordirigenten, Organisten, Notär und zwei Schächter zu erhalten. Das sind vorläufig neun Beamte, von denen die meisten Familienväter sind, und deren Zahl noch nicht erschöpft ist. Einen solchen Beamtenstand dürfen sich große, reiche Gemeinden erlauben. Die meisten jüdischen Gemeinden aber sind nicht reich. Jedenfalls ist unsere Gemeinde nicht groß, und als Gemeinde arm, blutarm. Sie hat weder Grundeigenthum noch Stiftungen, noch irgend ein erhebliches Einkommen, mit welchem sie ihren Haushalt decken könnte. Der ganze Bedarf muss von den Beiträgen der Mitglieder gedeckt werden. Und wenn den Beamten auch noch so spärlich der Gehalt zugemessen wird, so dass

von ihnen das bekannte Wort gilt, „dass sie genug haben, um nicht sterben zu müssen, doch keineswegs so viel, um anständig leben zu können“ — so wird doch die Last für Viele unerträglich werden. Man täusche sich hierüber nicht. Wenn es auch einige Gemeindemitglieder giebt, denen man noch etwas aufbürden kann, und die ein Mehr an Steuern noch gutwillig tragen würden, so sind es eben nur einige, viele giebt es deren nicht. Man vertraue auch nicht zu fest darauf, dass die Liebe zum Fortschritt die Gemeindemitglieder dazu veranlassen werde, sich Opfer aufzulegen. Der Fortschritt ist bei uns eine zarte Pflanze, die heftigen Stürmen nicht Widerstand zu leisten vermag. Auch die Ueberzeugungstreue hat bei Vielen noch zu wenig Wurzel gefasst, als dass man mit Sicherheit darauf rechnen könnte, dass diese Ueberzeugung jedes Bedenken und jedes materielle Interesse in den Hintergrund drängen werde. Man vergesse nicht, dass Viele nur darum zu uns halten, weil ihnen der Ultra-Orthodoxismus nicht recht behagt, und dass anderseits Vielen jede religiöse Anschauung und jede Form, in der sie sich äußert, gleichgiltig ist. Sie betrachten das jüdische Gemeindewesen als nothwendiges Uebel, wobei sie den Ton mehr auf Letzteres als auf Ersteres legen, d. h. es mehr als Uebel betrachten, als dessen Nothwendigkeit einsehen wollen. Verlangt man von ihnen ein Opfer, oder so viel, dass sie es als Opfer empfinden, so erzeugt das eine Unzufriedenheit — und noch mehr — die der Gemeinde grössere Wunden schlägt, als die Unzufriedenheit, die daraus entstehen würde, wenn z. B. im Männerchore eine Stimme fehlte. Dass ein gut geschulter, mit allen Mitteln versehener Chor zur Hebung des Gottesdienstes beiträgt, dass es auch wünschenswerth ist, dass für jedes Amt ein besonderer Beamter vorhanden sei, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Das schließt jedoch für kleine Gemeinden, wo es der Geschäfte in einem Amte doch nicht gar so viele gibt, die Möglichkeit nicht aus, dass ein Beamter verschiedene Aemter zu versehen im Stande sei. Ebenso wie es möglich ist, dass

der Rabbiner in kleinen und mittleren Gemeinden die Rabbinatsgeschäfte versieht, Prediger, Schuldirektor, Religionslehrer an verschiedenen Schulen und Matrikenführer ist, also fünf Aemter versieht, die man füglich fünf Personen anvertrauen könnte, wie es in notorisch grossen Gemeinden in der That der Fall ist, — so müsste auch jede Gemeinde, welcher die materiellen Mittel im beschränkten Maaße zu Gebote stehen, darauf bedacht sein, die sonstigen Aemter, die sie zu vergeben hat, in möglichst wenigen Händen zu vereinigen. Der Vorthail ist dabei auf beiden Seiten, sowohl auf Seite der Gemeinde, als auf der der amtirenden Personen. Die Gemeinde hat den Vorthail, dass sich ihr Haushalt bedeutend reducirt, die Beamten haben den doppelten Vorthail, dass ihnen einerseits die verschiedenen Aemter ein kleines Nebeneinkommen abwerfen, andererseits den, dass, da der Haushalt der Gemeinde ein kleiner ist, ihre Dienste anerkannt und besser honorirt werden können. Dies ist aber nur die materielle Seite der Frage. Wichtiger und noch schwerer in die Wagschale fallend ist ihre ideelle Seite. Wird bei einem kleinen Beamtenstande die Kraft jedes Beamten gehörig ausgenutzt, seine Zeit im gehörigen Maaße in Anspruch genommen, dann wird ihm auch jede Gelegenheit zur Langweile und zum Müßiggange und hierdurch der Weg zum Laster abgeschnitten. Kommt dazu noch, dass man den Eifer in seinem Berufe anerkennt, dieser Anerkennung nicht nur moralische, sondern zuweilen auch materielle Unterstützung folgen lassen kann, so erzieht sich die Gemeinde aufrichtige Diener, eifrige Beamte, moralische Menschen. Im entgegengesetzten Falle, sucht die Gemeinde für jedes Amt und Aemtchen einen Mann, häuft sie die Beamtenzahl, sucht sie vielleicht noch einen Stolz in einem grossen Diener-tross, so erzieht sie ihre Angestellten zum Müßiggange und zum Laster. Die große Beamtenzahl ist sie nicht im Stande anständig zu honoriren, dadurch erzeugt sie Unzufriedenheit gegen sich selbst und lässige Beamten. Da die Armen aber leben wollen, entsteht ein ekelhafter Wettstreit zwischen

ihnen, ein Rennen und Laufen um ein bischen Gunst bei den verschiedenen Gemeindemitgliedern zu erhaschen — eine Gunst, die man gewöhnlich durch Anschwärzungen Anderer zu erreichen sucht. Kurz, viele Angestellte in kleinen Gemeinden bilden ein Beamtenproletariat. Es wird jeder Leser gebeten, sich dieses Wort klar zu machen. Wenn wir rathen dürften, ginge unser Rath an die kleinen und mittleren Gemeinden dahin: Vereinigt mehrere Aemter in einer Hand, suchet nach tüchtigen Beamten und honoriret sie nach Gebühr und Verdienst. Ihr werdet dann brauchbare Beamten, die Beamten werden Gemeinden haben, in welchen sie leben können und denen sie freudig ihre Kräfte weihen.

XI. Ein ernstes Wort an die Gemeinde.

Wir gestatten uns, an dieser Stelle ein Wort an die Gemeinde zu richten, das auszusprechen wir schon oft Gelegenheit hatten, aber für wichtig genug halten, es hier zu wiederholen. Wir sind uns dessen bewusst, dass wir, mit der Meinung, die wir hier aussprechen, auf heftigen Widerspruch von Seiten der entschiedenen, wir möchten sagen, der rothen Fortschrittsmänner stoßen werden, und dass diese uns zu den Halben und Lauen zählen werden. Wir glauben aber, mit unserer Meinung besser dem Fortschritt zu dienen und ihm mehr Bekenner zuzuführen, als diejenigen, welche keinen Tag vorübergehen lassen können, ohne etwas abgeschafft zu haben, und die wir, bei aller Achtung vor ihrem persönlichen Charakter und ihrer etwaigen Gelehrsamkeit, die religiösen Communards nennen möchten. Wir fühlen uns nicht dazu berufen, anderen Gemeinden unsern Rath aufzudrängen, noch weniger uns mit unserer Warnung an die ehrsamten Gemeindevorstände und Rabbinen zu wenden. Die Warnung, die wir aussprechen, gilt vorzugsweise unserer Gemeinde und sprechen wir sie darum ernst und eindringlich aus, weil wir die Ueberzeugung hegen, dass von der Beachtung oder Nichtbeachtung derselben der Bestand oder Nichtbestand der Gemeinde ab-

hängt. Die Warnung lässt sich kurz aussprechen: Fortschritt sei die Losung! aber stetiger, allmäliger Fortschritt. Keine Ueberstürzung, keine Hast, kein Rennen. Das gebieten uns Religion und Moral, das gebieten uns Liberalismus und Klugheit. Wir haben in der Gemeinde alle möglichen religiösen Schattirungen. Von solchen angefangen, die es in der Seele schmerzt, ein Stückchen Piut missen zu müssen, bis zu solchen, denen kaum noch ein Schritt bis zur Unreligiosität fehlt. Diese Letzteren nennen sich, wohl mit Recht, liberal. Sie sind es auch, welche die Moralität betonen, welche ihnen die Religion ersetzen soll. Nun, an diesen Liberalismus und an diese Moral wenden wir uns. Habt ihr wirklich Moral, so müsst ihr es unmoralisch finden, anderen Menschen, mit denen ihr religiös vereint sein wollt, das zu rauben, was ihre Glückseligkeit ausmacht, was ihrem Herzen Trost verleiht, was sie stärkt im Unglücke, aufrichtet im Leiden; seid ihr wirklich liberal, so dürft ihr den Meinungen und Anschauungen Anderer, wenn ihr sie auch nicht als richtig anerkennt, nicht hindernd in den Weg treten. Darin besteht ja eben der Liberalismus, die Meinung Anderer gelten zu lassen, wenn man ihr auch nicht beipflichtet. Freilich könnte man dem Gesagten entgegenhalten, dass eigentlich der Conservatismus oder gar Orthodoxismus dieselbe Sprache sprechen. Wenn man uns conservativ in dem Sinne nennt, dass wir das zu erhalten suchen, was uns die alten Zeiten an reichen Gedanken und tiefen Gemüthsschätzen überliefert haben, so haben wir nichts dagegen einzuwenden, auch dann nicht, wenn dieses Alte seine antike Form beibehalten und nicht gewillt ist, modernen Flitter anzulegen. Gegen den Vorwurf des Orthodoxismus glauben wir uns nicht einmal verwahren zu müssen. Wer uns kennt, wird diesen Vorwurf nicht erheben. Man kann doch nicht zu gleicher Zeit liberal und illiberal, nicht fortschrittlich und zugleich rückschrittlich gesinnt sein und wirken. Dass es auch nicht klug und opportun ist, mit einem Male mit den Gewohnheiten und religiösen Anschauungen zu brechen, das lehrt zur Genüge die Geschichte und

braucht vernünftigen Menschen nicht lange auseinandergesetzt zu werden. Wenn, nach der richtigen Meinung Maimoni's, Mose die Opfer darum beibehielt, weil das Volk an dieselben in Egypten gewöhnt war und sich einen Gottesdienst nicht anders denken konnte; — wenn Mose, dieser treffliche Volks-erzieher, der Volksanschauung diese Concession machte, braucht sich unser Geschlecht, oder sagen wir es einfach, haben wir uns nicht zu schämen, dem Frieden, der Einigkeit und dadurch dem Bestande der Gemeinde jenes Opfer zu bringen, das in einigen Concessionen an die Anschauungsweise gewisser Schichten besteht. Wir empfehlen damit durchaus nicht, dass Alles für unantastbar gehalten werden müsse, was im Laufe trauriger Jahrhunderte als Brauch sich herausgebildet hat; wir meinen nicht, dass mittelalterliche Sitten und Form das Rühr-mich-nicht-an des Judenthums sein müssen. — Verfeinert vielmehr die Sitte, verschönt die Form, veredelt den Geschmack, stellt einen geordneten Gottesdienst her; hört endlich auf mit dem polnischen Gejohle, seinem Geschnörkel, waghalsigen Sprüngen, ohrenzerreißenden Tönen, die ihr noch immer fälschlich Gesang nennt. Mit dem polnischen Gesang entfernt die polnische Unordnung, damit der Tempel endlich eine Stätte der Andacht werde und aufhöre den Namen „Judenschul“ zu verdienen. Das Alles mag entfernt werden und noch Anderes mit. Aber lasset den Kern des Judenthums bestehen, seine ehrbaren Institutionen, die sittlichen Gehalt und geschichtlichen Hintergrund haben. Geht ihr aber daran, diese zu zerschlagen, mit dem Hammer, den angeblich der Zeitgeist schwingt, dann wühlt ihr das Volksgefühl in seinen innersten Tiefen auf, schreckt diejenigen vom Fortschritt ab, die ihr für ihn hätten gewinnen können; dann stellt ihr den Fortschritt als ein rothes Gespenst hin, das all diejenigen in die Finsterniss des Orthodoxismus treibt, die von Gespensterfurcht noch nicht ganz frei sind. Fortschritt ist ihnen gleichbedeutend mit Abfall vom Glauben der Väter. Dass wir dieses Gespenst hervorrufen, d. h. dass wir dem Fortschritt diese Farbe und Form

geben, darauf hoffen die Orthodoxen. Vereiteln wir ihnen diese Hoffnung! Nicht etwa aus Schadenfreude, sondern zur Ehre des Judenthums und seines heiligen Glaubens. —

XII. תלול השם.

Die Entweihung des göttlichen Namens.

Als im Jahre 1877 der leider zu früh verstorbene Director Lazarus s. A. eine Abhandlung „Zur Charakteristik der talmudischen Ethik“*) schrieb, stellte er mit Recht (den Kidusch ha-schem) „die Heiligung des göttlichen Namens“ als das höchste ethische Prinzip des Judenthums auf. „In diesen Begriffen,“ schreibt er, „ist das ergreifendste ethische Pathos, die höchste energische Spannung des Gewissens, der allertiefste Sinn der Verpflichtung und Verantwortung zum Ausdruck gekommen“**). Es wird auch Jeder gern den Satz unterschreiben, den er, tief empfunden, gegen das Ende seiner Abhandlung niederschrieb. Er sagt daselbst***): „Keinen höhern Werth, keine tiefere Würde, keinen edlern Zweck kennt die talmudische Anschauung an und in dem sittlichen Handeln, als dass es zugleich dazu diene, eine Heiligung des göttlichen Namens herbeizuführen, vollends aber eine Entweihung desselben zu vermeiden.“ Was in der That unsere Väter zur Heiligung des göttlichen Namens beigetragen, wie sie den Märtyrertod erlitten, um nur den „göttlichen Namen zu heiligen“; wie sich selbst unsere Zeit — da wo noch ein Funke jüdischen Gefühls herrscht — noch bemüht, dieses, man möchte sagen ungeschriebene Gebot der Sittlichkeit zu erfüllen — braucht hier nicht gesagt zu werden. Ja selbst dem äußersten Fortschritt in seinen Ausschreitungen, in seiner Sucht nach cultuellem Schaugepränge, im Tem-

*) Dieselbe ist als Programm des jüd.-theol. Seminars zu Breslau im genannten Jahre erschienen.

***) Das. pag. 40.

****) pag. 48.

pel sowohl, als bei Leichenbestattungen u. s. w. . . . liegt — obwohl er es oft selbst nicht weiss — instinctmässig dieses erhabene, sittliche Moment zu Grunde. Wie sehr hätte es uns gefreut, wenn wir von einem Kidusch ha-schem, von einer Heiligung des Gottesnamens, möge er von welcher Seite immer kommen, hätten erzählen können. Leider müssen wir von einem Chillul ha-schem, von einer Entweihung des göttlichen Namens berichten, und nehmen hiermit den Faden der Erzählung wieder auf, den wir unwillkürlich fallen ließen.

Der schon oben angeführte Erlass des Ministers für Cultus und Unterricht kam zu spät. Der Tempel war, als der Erlass der Gemeinde bekannt gegeben wurde, bereits verkauft und grundbücherlich auf den Namen des Käufers übertragen. Die Angelegenheit war damit der administrativen Thätigkeit des Ministers entzogen. Die Orthodoxen protestirten gegen den Verkauf, sahen sich aber durch die vollzogene Thatsache gezwungen, ihr vermeintliches Recht im Wege des ordentlichen Gerichtes zu suchen. Jeder in der Gemeinde gab sich dabei der Hoffnung hin, dass wir nun Ruhe haben werden. Mag das Gesetz sprechen, mögen die Richter urtheilen. Da das ungarische Gesetzbuch wohl schwerlich für all dergleichen Fälle vorgesorgt hat, Vieles auch auf die Auffassung des Richters ankommt, so muss man, selbst bei der gerechtesten Sache, darauf gefasst sein, den Process zu verlieren. Jedoch beruhigte man sich dabei und dachte den Ausgang desselben ruhig abwarten zu können. Da schreckte abermals ein zweiter Ministerial-Erlass die nichts ahnenden Gemeindemitglieder auf. Derselbe bekundet, wie die Liebenswürdigkeit des Ministers gegen die Orthodoxen von diesen ausgebeutet und missbraucht wird. In diesem Erlasse erhielt vor Allem unser braver Bürgermeister einen Verweis dafür, dass er der Wahrheit die Ehre gegeben und auf Verlangen der Grundbuchsbehörde das Zeugniß ausgefolgt hat, dass seines Wissens unsere Gemeinde die Muttergemeinde ist und wir im Besitze des Tempels sind u. s. w. Nebst

diesem Verweis erging der Auftrag an die Behörde, das bewegliche und unbewegliche Gemeindeguthum inventarisch aufzunehmen und unter gerichtliche Verwahrung zu bringen; darunter in erster Reihe den Tempel, die Thorarollen, die heiligen Geräthe und sonstige Utensilien. Dass damit indirekt die Schließung des Tempels ausgesprochen ist, wurde allgemein angenommen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze Ungarland. Man wusste nicht recht, soll man mehr den Minister zu großer Liebenswürdigkeit den Orthodoxen gegenüber beschuldigen, oder diese wegen ihres Verfahrens verdammen. Indessen nahm sich, wie es schien, der Bürgermeister diesen Verweis nicht sehr zu Herzen. Er berief den Stadtrath, dieser ertheilt ihm das Vertrauensvotum und sprach sich unumwunden dahin aus, dass der Bürgermeister in vollem Rechte gewesen und ihrem Sinne gemäß gehandelt habe. Der Bürgermeister sprach sich unter Zustimmung der Repräsentanz dahin aus, dass er zur Ausführung dieses Erlasses, welchen er als Tempelschändung ansah, nicht die Hand bieten werde. Man fürchtete schon Reibungen mit dem Ministerium; es kam aber nicht dazu. Es genügte der Nachweis von Seite der Gemeinde, der auch von der Ortsbehörde bestätigt wurde, dass der Tempel noch im Gebrauch sei und der Minister zog seinen Erlass zurück. So verdanken wir es dem religiösen und dem Rechtsgefühl der Behörde, dass wir bis zum Tage der Einweihung des neuen Tempels in vorschriftsmäßiger Weise zum Gott der Väter beten können, dass wieder unsere Ultramontanen einen Chillul ha-schem, eine Entweihung des göttlichen Namens, hervorgerufen — dafür עתידין ליתן עליהן את הדין. Seitdem haben wir Ruhe. Was sie gegen uns brauen, was sie noch im finstern Schooße bergen, darüber wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen. Wir warten mit der Ruhe, die das Rechtsgefühl verleiht, der Dinge, die da kommen werden.

So musste denn das alte Gotteshaus, in welchem die Gemeinde viele freudige und erhebende Momente erlebt und gefeiert hat, dessen Mauern zuweilen auch von Zank und Streit wiederhallten, — Zank und Streit, fast immer verursacht und hervorgerufen durch dieselben Leute, die jetzt den Brand in das neue Gebäude werfen möchten — so musste, sagen wir, dieses Gotteshaus in dem letzten Augenblicke, da es sich anschickt in Trümmer zu fallen, noch dazu herhalten, den Conflict zwischen denen zu verschärfen, deren Väter gemeinsam am Sinai gestanden, und die durch Jahrhunderte das Martyrium gemeinsam getragen; so wollte man das alte Gotteshaus dazu benützen, um das neue zu untergraben. Es ist vorläufig nicht gelungen.

Wir schließen dieses Schriftchen mit dem Wunsche, dass jene schrillen Töne in das neue Gotteshaus nicht hinüber-tönen möchten, dass die Stimme des Streites an seiner Schwelle verstumme, dass es sei ein Haus bestimmt und geweiht der Belehrung und Klärung der Geister, der weihevollen Erhebung der Herzen, ein Haus heiliger Andacht und des Friedens!



XIII.

Ein Wort der Erinnerung,

gewidmet

den Manen Leopold Königsberger's

weil. Rabbiner zu Steinamanger.

Bevor wir die Räume des neuen Gotteshauses betreten und von dieser alten Stätte Abschied nehmen, sei Dir noch ein Wort gewidmet, der Du längst bei Deinen Vätern ruhst, Dir, dem Manne voll Herz und Seele, Dir, dem treuen Hirten, **Leopold Königsberger!** Dieses alte Gotteshaus war der Schauplatz Deines Wirkens; hier entfaltetest Du Dein reiches Gemüth, hier flogen die Funken Deines sprühenden Geistes, hier belebtest Du die Geister und erwärmtest Du die Gemüther Deiner noch kleinen und jungen Gemeinde. Das Schicksal dieses Tempels war auch Dein Schicksal. Die erhebenden Momente, welche die Gemeinde in ihm erlebt, schufst zum grossen Theile Du; unter dem Zank und Streit, von denen seinen Mauern zuweilen wiederhallten, hattest Du zumeist zu leiden. Dieselben Männer, welche Dir manche Stunde Deines Lebens verbitterten und denen Du längst verziehen, sie wollen heute das Haus, in welchem Du lebstest und wirktest, für sich in Anspruch nehmen. Sollen wir es ruhig zusehen? Sollen wir es ihnen überlassen? Was meinst Du, Königsberger? Wir glauben in Deinem Namen die Ant-

wort geben zu dürfen. — Wäre es Deine Herzensgüte, wäre es Dein Geist, der mit ihnen einzöge — der Geist der religiösen Duldung und der Menschenliebe — wir öffneten ihnen weit die Thore; wir sprächen zu ihnen; Kommet herein und betet zu demselben Gott, zu dem Königsberger gebetet, schaffet euch ein Herz, rein und makellos, wie das seine war! Einziehen aber will der religiöse Fanatismus, derselbe, gegen den Du gekämpft und im Kampfe blutige Wunden davon trugst. Sollen wir den einziehen lassen in Dein Haus, in die Stätte Deiner Wirksamkeit? Wir dürfen es nicht. Wir werden weichen, wenn wir werden weichen müssen. So lange aber Dein Andenken in der Gemeinde lebt — und Du bist ihr unvergesslich — so lange wird sie dem Fanatismus die Wege nicht ebnen. Das ist sie Dir, das ist sie Deinem Andenken schuldig — sie kennt ihre Pflicht, sie wird sie erfüllen.

So sei Dir, unvergesslicher Hirte, dieses Blatt gewidmet. Es ist der schuldige Tribut, den ich Dir im Namen der Gemeinde hiermit abtrage, der Gemeinde, der Du einst zur Zierde gereichtest und deren Mitglieder Du wie Deine Kinder liebtest. — Dieses Blatt, es soll den Kindern und Kindeskindern künden: Leopold Königsberger hat hier gelebt, hat hier gewirkt, hat uns väterlich geliebt und für uns gesorgt. Es ist ein Ehrentribut, den wir Dir bringen, der einzige den wir Dir zollen können. Nimm ihn freundlich an. —

Und wenn ich, der ich heute die Bürde dieser Gemeinde trage und Dein würdiger Nachfolger zu sein mich bestrebe, im neuen Gotteshause den Segen für die Gemeinde erlehen werde, dann mag auch Deine Seele zum Gebete sich erheben. Mögen dann unsere Gebete, sich vereinigend, zusammenklingen und sich als Fürsprecher vor den Thron Gottes legen mit den Worten:

Gott segne, erhalte und beschütze diese Gemeinde. Amen!

XIV. Statistisches.

I. Gemeinde und Schule.

Da wir die Absicht, eine Geschichte der hiesigen Gemeinde zu schreiben, aus Gründen, die wir Anfangs erwähnten, aufgaben, mögen nun einige statistische Daten über den jetzigen Stand der Gemeinde, ihrer Anstalten und Vereine hier Platz finden.

Die hiesige Gemeinde, die seit einigen Jahren, sowohl qualitativ als quantitativ, einen bedeutenden Aufschwung genommen, ist auf Grund der Congress-Statuten constituirt. Dieselbe zählt 260 Mitglieder, von denen die meisten in der Stadt selbst und in den zwei Vorstädten, Szt. Márton und Perint, wohnen. Nur eine geringe Zahl, etwa 30—40, wohnen in den umliegenden Dörfern. Unter diesen 260 sind jedoch nur die verstanden, die Anfangs dieses Jahres als Gemeindemitglieder consignirt wurden. Zählt man hierzu die in den verschiedenen Aemtern fungirenden, sowie die in den umliegenden Dörfern wohnenden Israeliten, die, mehr oder weniger, sowohl das Rabbinat, als die Schule und sonstige Gemeinde-Anstalten in Anspruch nehmen, jedoch als Gemeindemitglieder nicht eingetragen sind, dürfte es nicht zu hoch gegriffen sein, wenn wir die Zahl der zum Rabbinat gehörenden Israeliten auf 300 Familien anschlagen. — Die Gemeinde erhält eine vierklassige Volksschule, in welcher mehr als 200 Kinder Unterricht genießen. An derselben wirken vier Lehrer und eine Industrie-Lehrerin. Die jährlichen Auslagen für die Schule erreichen die Höhe von 3500—3600 Gulden. Circa 3000 Gulden werden durch Schulgelder sammt Einschreibengebühren eingebracht. Die fehlenden 500—600 Gulden, manchmal auch mehr, werden aus der Gemeindekasse

ersetzt. Die Schule befindet sich im Gemeindehause. Dabei ist zu bemerken, dass die Schule — als Gemeindehaus — das erste Haus war, welches die Israeliten in der innern Stadt ankaufen durften, wozu die besondere Genehmigung der Regierung eingeholt werden musste. Das Schulgebäude bedarf dringend eines Umbaues und ist derselbe auf Antrag der Schulcommission von der Vorstehung bereits beschlossen. Dass die Gemeinde dem Beispiele so vieler kleiner Gemeinden nicht gefolgt ist, die Schule zu Gunsten der Simultanschule aufzulösen, wurde von den Einen freudig begrüßt, von den Anderen getadelt. Als Gründe für die Erhaltung der Schule sprachen und sprechen noch: die Pflege des jüdischen Bewusstseins bei den Kindern, sowie die größere Pflege der hebräischen und deutschen Sprache. Im Augenblicke, als die Schule diese ihre Aufgabe nicht erfüllt, hört ihre Existenzberechtigung auf und fällt jeder Grund zur Erhaltung der mit vielen Opfern erhaltenen Gemeinde-Anstalt weg. Hoffentlich wird sie sich auf der gewünschten Höhe halten und ihre Pflicht auch fürderhin treu erfüllen.

Die Schule veranstaltet jährlich ein Schulfest für die Kinder, wobei Abends eine Unterhaltung für die Erwachsenen stattfindet. Da die Letzteren Entrée bezahlen, so wird das Rein-Erträgniss desselben zur Bekleidung armer Schulkinder verwendet. Die Vertheilung der Kleider findet am Chanukafeste statt; die Vertheilung der Bücher, für welche die Auslagen aus derselben Kasse bestritten werden, zu Anfang des Schuljahres. Für Bücher und Kleidungsstücke wurden im vergangenen Jahre 280 Gulden verausgabt. Zu diesem Zwecke wurde auch bereits ein kleiner Fond angelegt, der zum Andenken an den großen Patrioten „Franz Deak“ — Deakfond genannt wurde. Dieser Fond, der 220 Gulden beträgt, ist zinstragend angelegt. Gemeinde-Anstalten als solche gibt es weiter nicht. — Die Gemeinde erfüllt auch sonst in liberalster Weise die jeder jüdischen Gemeinde obliegenden Pflichten. So vertheilt sie Peßachmehl in bedeutender Quantität an hiesige Arme, ebenso übernimmt sie die Verköstigung jüdi-

scher Arrestanten am Peßachfeste. Zugereiste Arme erhalten ihre Abfertigung aus der Gemeindegasse, weil die Spenden der צדקה in diese fließen. Die Armen werden dabei nicht verkürzt, da die ihnen zugewendete Summe die Spenden der צדקה weit übersteigt. Präses der Gemeinde ist Herr Philipp Lackenbacher, Präses der Tempelvorsteherung Herr D. T. Feldmann, Präses der Schulcommission der Unterzeichnete; Directricen der Industrieschule sind Frau Betti Löwenstein und Frau Friederike Neumann.

An Vereinen bestehen in der Gemeinde die folgenden:

II. Die Chewrah-Kadischa.

Dieselbe ist mit der Gemeinde eng verbunden. Der Zweck dieses Vereines ist in allen jüdischen Gemeinden derselbe. Wie überall, erfüllt dieser Verein auch hier in humanster Weise die ihm gestellte Aufgabe. Von den hundert Leichenbestattungen, die in den abgelaufenen drei Jahren stattfanden*), wurde mehr als ein Viertel auf Kosten des Vereines beerdigt. Der Verein besorgt dabei nicht nur die Beerdigung, sondern bestellt auch dem Sterbenden die gebräuchliche Wache, ebenso wie er die Bewachung des Todten von der Sterbestunde ab bis zur Beerdigung aus eigenen Mitteln bestreitet. Derselbe hilft auch sonst, wo es was zu helfen gilt und so weit es seine Mittel gestatten. Hervorzuheben ist noch, dass er für erkrankte Arme, ohne Unterschied, ob dieselben dem Vereine angehören oder nicht, in sämtlichen Apotheken die Arznei bezahlt, was eine bedeutende Ausgabe jährlich verursacht. Vermögen hat der Verein, ausser einigen "ס" und einigen Sitzen im Tempel — keines, was bei seinen vielfältigen Ausgaben auch nicht zu ver-

*) 1877 fanden 46 Leichenbestattungen statt.

1878	-	26	-	-
1879	-	28	-	-

wundern ist. Die Ersparnisse vieler Jahre verwendete er zur Vergrößerung des Friedhofes, welche Vergrößerung sammt Umfassungsmauer mehr als 3000 Gulden kostete. Dankend sei hier der Frau Lea Löwenstein s. A. gedacht, welche die Umfassungsmauer des alten Friedhofes aus Eigenem bestritt und die hiesigen Armen mit einem kleinen Legate bedachte, dessen Zinsen alljährlich an ihrem Sterbetage vertheilt werden. Unter der energischen Leitung des jetzigen Vereinspräses ist der Friedhof verschönert worden, und scheinen auch die materiellen Verhältnisse desselben einen Aufschwung zu nehmen. Auch wurden in neuester Zeit neue Vereinsstatuten ausgearbeitet, die, weil den eigenthümlichen Verhältnissen Rechnung tragend, zuweilen eigenthümliche Bestimmungen enthalten — aber an sich als mustergiltig angesehen werden können. Um die Ausarbeitung derselben hat sich besonders Herr Rechtsanwalt J ü n k e r verdient gemacht. Der Verein zählt gegenwärtig 150 beitrugende Mitglieder. Auch drei Nichtjuden zählt der Verein zu seinen Ehrenmitgliedern, die auch ihren jährlichen Beitrag leisten. Diese sind: Se. Excellenz der gewesene Minister Herr Boldizsár Horváth, Herr János Horváth, hiesiger Bürger und Dampfmühlenbesitzer, und Johann Hainzman, Hôtelbesitzer. Präses des Vereins ist: Herr J. M. Deutsch, Ehrenpräses, der um den Verein verdiente Herr Marcus Weis.

III. Maskil-el-Dal-Verein.

Dieser Verein unterstützt, laut Statuten, nur seine Mitglieder im Erkrankungsfalle. Die wöchentliche Unterstützung beträgt dann drei Gulden, die Jedem ohne Unterschied des Vermögensstandes ausgefolgt werden. Da die Wohlhabenden gewöhnlich zu Gunsten des Vereins verzichten, derselbe Anfangs wenig Erkrankungsfälle armer Mitglieder zu verzeichnen hatte, gelang es ihm, ein kleines Kapital anzusammeln. Dasselbe beträgt jetzt 2600 Gulden. Einige Vereinsmitglieder tragen sich mit dem Gedanken, im Laufe der Zeit mit diesem Gelde

ein jüdisches Spital gründen zu können. Der Gedanke wäre gut, wenn nur dessen Ausführbarkeit nicht zu lange auf sich warten ließe. Dazu gehören doch ganz andere Kapitalien. Wenn dieses angesammelte Kapital seinen Zwecken bald dienstbar gemacht werden soll, dürfte es am vernünftigsten sein, ein billiges Zinshaus für die Armen anzukaufen. Es dürfte sich in dieser Beziehung ein Arrangement mit dem nächstfolgenden Verein treffen lassen. Der Verein zählt neunzig Mitglieder. Präses des Vereins ist: Herr Leopold Hochsinger; Protector desselben dessen früherer, langjähriger Präses: Herr Ignatz Löwenstein.

IV. Chewrah-le-Ewjonim (Armen-Unterstützungs-Verein).

Dieser Verein ist ausschließlich zur Unterstützung hiesiger Armen gegründet worden. Derselbe wird, seinem Zwecke gemäß, am meisten in Anspruch genommen. Leider wird ihm nicht die Unterstützung zu Theil, die er finden sollte. Er zählt im Ganzen fünfundvierzig Mitglieder. Würden die Gemeindemitglieder die Zahl derer kennen, deren Thränen dieser Verein getrocknet, deren Hunger er gestillt, so würde, wir zweifeln nicht daran, die Betheiligung an demselben eine größere sein. Trotzdem hat er im vorigen Jahre, das mit dem 1. Mai zu Ende ging, 613 Gulden vertheilt. Der Verein dient insofern den Interessen der Gemeinde, als er einige Arme, denen er eine fixe monatliche Unterstützung zukommen lässt, dazu anhält, täglich, Morgens und Abends, beim Gottesdienste anwesend zu sein. Sie gehören also zu den עשרה בטלנים. Sein Hauptaugenmerk richtet der Verein darauf, den Armen bei Zahlung der Miethe behilflich zu sein; ein Umstand, welcher bei der hier herrschenden Wohnungsnoth sehr in die Waagschaale fällt. Zur Geschichte dieses Vereins diene die kurze Nachricht, dass derselbe vor fünf Jahren von dem Unterzeichneten im Vereine mit dem damaligen Vorsteher, Herrn Adolph Spitzer, in's Leben gerufen

wurde. Der Verein besitzt einen eisernen Fond von 700 Gulden, Reservefond von 400 Gulden. Der Grund zum Fond wurde bei Herrn Karl Weiner gelegt, als er seinen ersten Sohn in den Bund Abraham's aufnehmen ließ. Präses des Vereins ist Herr Heinrich Löwenstein.

V. Frauen-Verein.

Neben dem allgemeinen Frauen-Verein, welcher unter der Leitung von Nichtjüdinnen steht, dem auch Jüdinnen als Mitglieder angehören, und von dem auch Arme jüdischer Confession unterstützt werden, besteht auch ein besonderer jüdischer Frauen-Verein. Derselbe ertheilt armen, jüdischen Frauen — hauptsächlich Wittwen — ein monatliches Fixum und versendet alljährlich im Winter ein gewisses Quantum Holz zur Vertheilung. Der Verein zählt 151 Mitglieder und hat derselbe 500 Gulden zinstragend anliegen. Als Präsidentin, die sich mit besonderer Wärme den Angelegenheiten des Vereins widmet, fungirt Frau Cäcilie Hagel.

Außer diesen Vereinen bestehen noch kleinere, die mit den anderen verbunden — wie Bickur-Cholim mit der Chewrah-Kadischa, Nér-tomid mit der Zedokah — meist ein kümmerliches Leben führen. Zu erwähnen wäre höchstens noch der

Ausstattung-Verein,

welcher armen Mädchen zum Ankaufe der nothwendigsten Ausstattungsgegenstände behilflich ist. Die Einnahmen dieses Vereins fließen einzig und allein aus den Sammelbüchsen, die bei Gelegenheit der Trauungen aufgestellt werden. Die Verwaltung dieser eingelaufenen Gelder versorgt, im Vereine mit dem Vorsteher, der Unterzeichnete. Seit seinem Be-

stehen — seit 20. Mai 1877 — hat der Verein eine Ein-
nahme

von . . . , 153 fl. 12 kr. erzielt,
verausgabt wurden 48 - 60 -

so dass der Cassabestand 104 fl. 52 kr. beträgt.

Dieses relativ günstige Resultat würde nicht erzielt wor-
den sein, wenn nicht Herr J. M. Deutsch, bei Gelegen-
heit der Vermählungsfeier seiner Tochter Ernestine, eine
Sammlung zu Gunsten des Vereines gestattet hätte, welche
32 Gulden als Resultat ergab.

Bei dieser großen Zahl von Vereinen sollte man glau-
ben, dass sich die Armen unserer Gemeinde verhältnissmäßig
recht wohl befinden. Dem ist leider nicht so. Die Privat-
wohlthätigkeit muss noch nachhelfen. Dass sie nachhilft,
dass ist der Unterzeichnete oft Zeuge und Veranlasser. Trotz-
dem wird nur der äußersten Noth gesteuert. Der Armuth
selber kann nicht und wird wohl niemals gesteuert werden
können. Das לא יחדל אביון („der Arme wird nicht aufhö-
ren“) der Thora ist für alle Zeiten geschrieben, ebenso wie
im Herzen jedes aufrichtigen Juden für alle Zeiten das פתח
ידך („öffne deine Hand dem Armen, dem Dürf-
tigen“) geschrieben steht.

Steinamanger, am 12. August 1880.

Dr. Stier, Rabbiner.



1729/2

